

sichtig bis zur Tür und ging. Auf der Straße schlug er gewohnheitsgemäß die Richtung nach seinem alten Stammcafé ein. Es war ein schöner, schneeiger, trockener Heiligabend. Die Sterne leuchteten, und auf den Straßen eilten Menschen heim, mit Geschenken für ihre Lieben beladen. Hellerleuchtete Schaufenster prangten auf der Straße, und der Dichter empfand seine Armut doppelt schmerzlich. Er sah Juwelen, Brillanten, Reichtümer, die scheinbar ganz herrenlos in den Schaufenstern lagen. Er sah Delikatessen, Schinken, Torten, Aale, Weinflaschen aufeinandergetürmt Es war bitter, an diesem Abend besonders bitter, und der Dichter bekam Galle ins Blut für sein neues atheistisches Werk.

Aber was konnte er tun? Es gab für ihn nur noch ein einziges Café . . . sein Stammcafé, wo man ihn zu den Streichhölzern und den Abendzeitungen rechnete . . . Doch, es wäre zu bitter gewesen, gerade am heiligen Abend zu hungern. Er schöpfte Mut. Warum denn nicht? Er bezwang seinen Dichterstolz, trat kurz entschlossen in das Café und setzte sich. Am Nebentisch rief ein Herr: „Zahlen!“ Und da trat ein rothaariger Kellner an den Tisch heran, ein Unbekannter, ein Wildfremder, nahm das Geld, gab heraus, steckte das Trinkgeld ein, bedankte sich und rannte fort. Ein wildfremder Kellner. Dem Dichter war die Lage sofort klar. Der bekannte Oberkellner, bei dem er zu den Streichhölzern und den Abendzeitungen rechnete, war fort. Ein anderer Kellner war an seiner Stelle. Er wußte, man werde ihn herausschmeißen. Aber — für eine Tasse Kaffee und für die Zigaretten? Am heiligen Abend? Das nicht. Der Dichter hatte Hunger, und der Hunger macht den feigsten Menschen zum Helden.

„Ober!“ rief er.

Der Rothaarige erschien.

„Bitte, stellen Sie mir ein kaltes Abendbrot zusammen. Mit Kaviar. Und eine Flasche Sherry dazu.“

„Sofort, bitte,“ sprach der Oberkellner dienstbeflissen und rannte, um die Bestellung auszuführen.

Der Dichter soupierte. Man brachte ihm ausgezeichnete Speisen, und als man ihm den Sherry brachte, fühlte er sich bereits sehr wohl. Man brachte ihm teure Importzigarren in Silberpapier gewickelt, und in der empfindsamen Seele des Dichters stiegen Erinnerungen aus den Kinderjahren auf. Er dachte daran, daß die Nüsse, die auf dem Weihnachtsbaum hingen, auch in Silberpapier gewickelt waren. Wehmütig betrachtete er den großen Baum, der in der Ecke für die Stammgäste des Cafés aufgestellt war. Doch dann raffte er sich wieder zusammen. Er war ja ein Atheist.

Er war jetzt satt und war damit feige geworden. Er dachte wieder daran, daß man ihn herausschmeißen würde. Er wurde immer feiger. Er wollte verschwinden — aber das Café hatte leider nur einen einzigen Ausgang. Dagegen benahm sich der Oberkellner höchst seltsam. Sein Kennerblick hatte längst den auffallenden Gegensatz festgestellt, in dem die notdürftige Kleidung und Rasierung des Gastes zu dem von ihm bestellten und auch verzehrten Souper standen. Er sandte durch vorwurfsvolle Blicke andauernd drahtlose Depeschen an den Dichter, der sich jetzt sehr unbehaglich fühlte. Er überlegte, wie er sich retten könnte . . . schmiedete Pläne . . . aber alle diese Pläne taugten nichts, und der Oberkellner kreiste in immer enger werdenden Spiralen um den verdächtigen Gast. Mitternacht war schon vorüber, doch der Dichter wagte es noch immer nicht, das traurige